

RALF KAISER

Der Dionysos-Mythos zwischen
Offenbarungsglauben und Religionskritik

An dieser Stelle möchte ich einen griechischen Mythos vorstellen, der mich seit langer Zeit fasziniert. Er ist an sich sehr düster, wenn auch stellenweise mit grimmigem Humor erzählt, und in gewissem Sinne aktuell, auch wenn man die Gleichsetzung mit heutigen Verhältnissen nicht übertreiben sollte.

In ein solides Staatswesen bricht ein neuer religiöser Kult ein und verbreitet sich wie ein Virus. Die Staatsführung greift zu drakonischen Gegenmaßnahmen, um ein Abgleiten der Bürgerschaft in religiöse Ekstase und Irrationalität zu verhindern. Doch das ist gar nicht so einfach, da der Wortführer der neuen Religion nicht nur über Charisma verfügt, sondern auch über ganz verblüffende Fähigkeiten. Außerdem hat er mit der Staatsführung noch eine alte Rechnung zu begleichen.

Bevor wir aber in die Handlung des Mythos einsteigen, möchte ich Sie mit einem Zitat bekanntmachen. Es stammt von Michael Janda, bei dem ich ja immer wieder gern nachschlage. Er ist derzeit Professor für Indogermanistik an der Universität Münster. Sein Zitat bezieht sich auf die Epoche des Hellenismus. Infolge der Kriegszüge Alexanders des Großen hatte sich ja die griechische Kultur auch in Teile des Orients ausgebreitet und dort lokale Varianten entwickelt, die wiederum die einheimischen Kulturen beeinflussten. Prof. Janda schreibt über die entstehende Gemengelage, in der chronologische Ungereimtheiten nicht ausbleiben konnten:

In diese späthellenistische Zeit verstärkter kultureller Kontakte, des bald faszinierend, bald abstoßend empfundenen Zusammentreffens mit dem Neuen, der religiösen Verunsicherung und Heilserwartung, fiel

die Geburt des Gottes, den viele als Erlöser (Lýsios) und Retter (Sōtēr) ansahen. Geboren wurde er 35 Kilometer südöstlich von Nazareth in Nysa, dem späteren Skythopolis, das heute Bet Schean, arabisch Baisān heißt. Seine Mutter war eine sterbliche Frau, die aber nach ihrem Tod von ihrem Sohn in den Himmel erhoben wurde. Sein Vater war der Gott im Himmel, den alle als „Vater der Götter und Menschen“ betrachteten. Nach seiner Geburt wurde der Kleine in eine Getreideschwinge (líknon) gelegt. Doch bald mußte er vor den Nachstellungen eines ihm feindlich gesonnenen Königs fliehen und verbrachte einen Teil seiner Kindheit im fernen Ausland. Zurückgekehrt und herangewachsen, wurde er von seinem Volk in seiner Göttlichkeit nicht erkannt, wovon Euripides und das Makkabäerbuch berichten. Doch als „Prophet seiner selbst“ zog der Gott umher und vollbrachte Wunder. Er kam nach Tyros und Sidon und verwandelte Wasser in Wein. Seine Anhängerschaft wuchs und damit die ihm entgegengebrachte Ablehnung. Man verhaftete ihn, aber ein Erdbeben vernichtete gleich darauf den Königspalast. Ein Mahl wurde gestiftet: Die Gläubigen erinnern an den Gott, indem sie in der ōmophagía sein Fleisch essen und sein Blut trinken. Schließlich der Höhepunkt seines Lebens, ein Geschehen, dessen Hintergründe uns unbegreiflich sind, ein Opfer an sich selbst, das jedenfalls nicht im Tod endet, ein Gegenstand mystischer Schau: Der Gott, der Gesalbte, hängt am Holz des Baumes.¹

Von wem hier die Rede ist? – Von Dionysos natürlich, von wem denn sonst! Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Nazarenern wäre rein zufällig und nicht beabsichtigt? O doch, von Absicht kann man hier schon ausgehen, allerdings in dem Sinne, daß manches von Dionysos

¹ Michael Janda: Die Musik nach dem Chaos. Der Schöpfungsmythos der europäischen Vorzeit. Innsbruck 2010, S. 256. In der zugehörigen Fußnote nennt Janda die antiken Quellen für sämtliche Aussagen.

auf Christus übertragen wurde; wie der griechische Gott als „Weinstock“ bezeichnet wurde, so Jesus dann eben als „der wahre Weinstock“². Es gab eine Rivalität der beiden Idole, die manchmal sogar im Kopf ein und desselben Menschen tobte. Im fünften Jahrhundert nach Christus schrieb der byzantinische Dichter Nonnos zwei Versepen, die beide überliefert sind: eines über Jesus, eines über Dionysos. Einige Jahrzehnte früher war bereits ein anonymes Epos entstanden, das den griechischen Titel Christos paschōn (lat. Christus patiens), auf deutsch „Der leidende Christus“, trug. Der unbekannte Verfasser benutzte ganz unverfroren Verse aus einer Jahrhunderte älteren Dichtung³, nämlich aus der Tragödie „Die Bakchen“. Sie behandelt genau den Mythos über Dionysos, den wir jetzt einmal näher anschauen wollen.

Da wir die Geschichte in dieser Version betrachten werden, ist es angebracht, zunächst etwas über die äußeren Umstände des Textes⁴ zu sagen. Der Dichter Euripides lebte im fünften Jahrhundert vor Christus, also lange bevor die griechische Kultur sich im Orient verbreitete. Sein Spätwerk „Die Bakchen“ schrieb er, als er nicht mehr in der Metropole Athen wohnte, sondern auf königliche Einladung im wilden Makedonien weilte, und es ist viel darüber spekuliert worden, ob diese Umgebung, fern der urbanen Zivilisation, ihn inspiriert hat.

Natürlich griff Euripides auf einen schon vorhandenen Mythos zurück. Der Titel des Stücks „Die Bakchen“ bezieht sich auf die zumeist

² Karlheinz Deschner: Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte. München 1996, S. 84 – 87, bes. 85; Dennis R. MacDonald: The Dionysian Gospel. The Fourth Gospel and Euripides. Minneapolis 2017, passim, bes. S. 25 u. 66.

³ Oskar Werner: Nachwort. In: Euripides: Die Bakchen. Stuttgart 2005, S. 67 – 78, hier S. 69.

⁴ Im folgenden wird wörtliche Rede zumeist komprimiert wiedergegeben, um sie auf das Wesentliche zu beschränken.

weiblichen Anhänger des Dionysos-Kultes, die auch Bacchantinnen oder Mänaden genannt wurden. Ob Euripides mit dieser Religion sympathisierte und harte Strafen für Ungläubige forderte oder im Gegenteil vor dieser Religion warnen wollte, war das Thema gelehrter Dispute. Am wahrscheinlichsten ist es, daß der Dichter sich jeder Parteinahme verweigert hat⁵. Er zeigt die fragwürdigen Eigenschaften beider Seiten auf.

Die eine Seite vertritt Dionysos. Dies ist ein einmaliger Fall in der griechischen Tragödie als literarischer Gattung. Ansonsten erscheinen Götter immer nur als Nebenfiguren und sind stets auf Gebäudedächern zu sehen. Sie stehen buchstäblich über den Menschen. Aber wenn Dionysos zu Beginn unseres Stückes auf die Bühne kommt, erkennen die Zuschauer sofort, daß hier etwas anders ist. Er steht wie ein Mensch auf dem Boden und bekundet zudem, daß er Menschengestalt angenommen hat und nun das Grab seiner Mutter besucht.

Sie war eine Sterbliche, während sein Vater kein Geringerer als Zeus war. Eigentlich müßte Dionysos deswegen ein Halbgott wie Herakles sein, doch erstaunlicherweise ist er eine vollwertige Gottheit⁶. Das wird allerdings nicht von allen Menschen anerkannt. Sogar die Schwestern seiner Mutter glaubten die längste Zeit, die Schwangere habe eine Empfängnis durch Zeus nur vorgeschoben, um eine Affäre mit einem Sterblichen zu vertuschen. In den Augen dieser Frauen war ihr Neffe Dionysos nichts als ein Bastard.

⁵ Vergleiche Werner, S. 71 f.

⁶ Zum indoeuropäischen Ursprung des Gottes und seines Pendantes Pentheus vergleiche Janda, S. 28 – 31 u. 130 – 146.

Der Knabe wuchs im Ausland auf und ist nun gerade nach Griechenland zurückgekehrt, um dort seinen Kult zu verbreiten. Darum hat er menschliche Gestalt angenommen: ein Gott, der sein eigener Missionar ist. Beginnen will er die Bekehrungsarbeit in seiner Heimatstadt Theben, wo sein Vetter Pentheus, der Sohn einer der gehässigen Tanten, inzwischen auf dem Königsthron sitzt. Pentheus verweigert sich der neuen Religion, aber Dionysos kann bald einen Anfangserfolg verbuchen; während der König auf Reisen ist, schlägt der Gott alle Frauen der Stadt in seinen Bann, so daß sie zu Jüngerinnen seines Kultes werden und in religiöser Verzückung in der Wildnis hausen. Eine von ihnen ist Agaue, die Mutter des Pentheus. Dionysos läßt seine seligen Scharen die Trommel schlagend und Flöte spielend durch die Straßen der Stadt ziehen, wo sie bald auch etwas männlichen Zuwachs bekommen, nämlich so illustre Persönlichkeiten wie den blinden Seher Teiresias, einen spirituellen Berater des Königshauses, und sogar den früheren König Kadmos, den Großvater von Dionysos und Pentheus.

Die beiden alten Herren schließen sich also der neuen Bewegung an. Kadmos will damit seinem göttlichen Enkel Dionysos Respekt erweisen. Ein weiterer Beweggrund spielt aber eine noch größere Rolle. Kadmos und Teiresias fühlen sich wieder jung, wollen tanzen und feiern ohne Unterlaß. Dafür sind sie gerne bereit, in aller Öffentlichkeit die seltsamen religiösen Kostüme aus Hirschkalbfell zu tragen und von anderen Bürgern schief angeschaut zu werden. Das Einzige, was den beiden alten Herren zu denken gibt, ist der Umstand, daß anscheinend alle anderen Männer der Stadt nicht genug Verstand besitzen, sich auch dem Gott anzuschließen.

Zu dieser Zeit kehrt König Pentheus von der Reise zurück und erfährt vom Auszug des weiblichen Geschlechts. Wie man hört, sollen die Frauen in der Wildnis sich fremden Männern hingeben und dies als Teil

ihrer Religion ansehen. Für Pentheus ist das nur ein Vorwand, mit dem sie ihre Wollust beschönigen wollen. Der König läßt Jagd auf die Frauen machen und alle, die gefangen werden, ins Gefängnis werfen. Besonders aber hat er es auf den Anführer des Kultes abgesehen. Ihm will er bei erster Gelegenheit den Kopf abschneiden. Daß es sich dabei um seinen Vetter Dionysos selbst handelt, weiß er nicht. Pentheus glaubt, es mit einem Fremden zu tun zu haben, der nur fromme Märchen über Dionysos erzählt.

Entsetzt muß der König feststellen, daß sogar Kadmos und Teiresias dem neuen Aberglauben anhängen. Dem Hellseher wirft er vor, den Kult zu fördern, um mit der Durchführung von Ritualen Profit zu machen. Wie man hier schon sieht, ist es nicht die Stärke des Pentheus, Wesenszüge und Beweggründe anderer Personen zu erkennen. Damit fehlt dem König eine wesentliche Voraussetzung zur Staatsführung. Schließlich läßt er sich sogar zu der Aussage hinreißen, daß er Teiresias nur wegen seines hohen Alters nicht in den Kerker werfen läßt.

Teiresias wirft dem König Torheit vor und sagt sinngemäß, daß zwei Mächte die Menschheit am Leben erhielten. Die Erde ernähre sie, und der Wein, den Dionysos gebracht habe, befreie sie vom Leid, indem er ihnen Zerstreuung und Schlaf schenke. Außerdem könnten die von dem Gott besessenen Menschen die Zukunft voraussagen. Dagegen sei die Keuschheit oder Unkeuschheit einer Frau allein auf ihren Charakter zurückzuführen und habe nichts mit Dionysos zu tun. Teiresias warnt Pentheus, daß es Wahnsinn sei, gegen Götter zu kämpfen, und daß Pentheus von diesem Wahnsinn befallen sei.

Kadmos redet anders auf seinen Enkel ein: Auch wenn Dionysos vielleicht nur ein Mensch sei, solle Pentheus ihn doch als Gott anerkennen, denn das bringe auch der Verwandtschaft des Dionysos, also letztlich Pentheus selbst, Ruhm und Ehre.

Doch selbst dieses gerissene Argument überzeugt den König nicht. Er beschimpft seinen Großvater und Amtsvorgänger Kadmos als Narren und gibt Befehl, daß die heiligen Utensilien des Sehers Teiresias zerstört werden. Außerdem soll der in weibischen Gewändern herumlaufende Anführer des Kultes, der schamlose Frauenverführer, gefangen und gesteinigt werden. Als Teiresias das hört, will er zu Dionysos beten, daß der Gott die Stadt nicht für das Verhalten ihres Königs bestrafen möge.

Kurz darauf geschieht das Unfaßbare: Dionysos läßt sich widerstandslos gefangennehmen und lacht sogar dabei. Gleichzeitig öffnen sich wie von Geisterhand die Gefängnistore, sämtliche Frauen tanzen ins Freie und verschwinden im Wald.

König Pentheus nimmt diese Zeichen nicht ernst. Als Dionysos ihm vorgeführt wird, läßt er ihm sorglos sogar einen Teil der Fesseln abnehmen, in dem Glauben, daß der Gefangene ohnehin nicht entkommen könne. Der Realitätsverlust des Herrschers schreitet fort. Er hält sein Gegenüber für einen Weichling, für ein blasses Lockenköpfchen und sagt ihm das auch ins Gesicht.

Dionysos läßt sich nicht provozieren, antwortet stets gelassen und tut so, als wäre er nicht der Gott, sondern nur irgendein Missionar. Auf die Frage nach den berüchtigten Orgien erwidert er nur, daß er einem Ungläubigen dazu nichts sagen dürfe. Pentheus droht mit Kerkerhaft, Dionysos antwortet, sein Gott werde ihn schon befreien, denn er sei nah bei ihm. Der König spottet: „Wo ist er denn? Ich seh’ ihn nicht.“ Dionysos kontert: „Er ist bei mir. Da du nicht fromm bist, kannst du ihn nicht sehen.“ Dem König platzt der Kragen, und er befiehlt seinen Männern, den Fremden zu packen. Schnell ruft Dionysos den Häschern zu, daß das ganz dumm wäre. Pentheus wiederholt seinen Befehl und ruft aus: „Ich bin der Herrscher.“ Dionysos erwidert kühl: „Du weißt nicht, was du tust und wer du bist.“ Der König versteht nicht, was

gemeint ist, und antwortet: „Ich bin Pentheus.“ Doch dieser Name klingt an das griechische Wort penthos an, das „Kummer und Leid“ bedeutet. Dionysos deutet düster an: „Der Name paßt zu einem Unglücksraben.“ Dem König reicht es nun endgültig, er befiehlt, den Sektenführer einzusperren. Dionysos beschließt, sich zunächst zu fügen, doch nicht ohne Pentheus noch zu warnen: „Für diesen Hochmut wird Dionysos dich strafen, der doch nach deinen Worten gar nicht da ist. Wenn du mir ein Unrecht tust, führst du ihn in Haft.“ So deutet er natürlich an, selbst der Gott zu sein, aber Pentheus begreift wieder nichts.

Er beschließt, daß der Gefangene in einem Stall eingesperrt werde, sei es, weil dies besonders demütigend wäre, sei es, weil das Gefängnis sich schon im Falle der Bacchantinnen als nicht sicher erwiesen hat. Der König läßt es sich nicht nehmen, Dionysos persönlich in Fesseln zu legen. Da pflanzt der Gott ihm ein Trugbild in den Kopf, so daß Pentheus im Stall einen Stier mühsam niederringt und fesselt, im Glauben, das sei der Gefangene. In diesem Augenblick schickt der Gott ein Erdbeben und eine Feuersbrunst, die den Königspalast zerstören. Alle Löschversuche scheitern.

Der verwirrte Pentheus glaubt im Freien den entflohenen Dionysos zu sehen und schlägt mit seinem Schwert Löcher in die Luft. Nachdem der Gott sich das eine Weile angeschaut hat, zeigt er sich dem König tatsächlich wieder. Pentheus kann nicht fassen, daß der Fremde wirklich auf freiem Fuß ist. Dionysos versucht ihn zu beruhigen und zu überzeugen, die Macht des Gottes jetzt endlich anzuerkennen. Doch Pentheus meint immer noch, durch zusätzliche Sicherheitsmaßnahmen wie Absperrungen die Lage wieder unter Kontrolle zu bekommen. Da macht Dionysos ihn auf die Ankunft eines Boten aufmerksam. Den solle der König erst einmal anhören. Dionysos verspricht, so lange nicht zu fliehen.

Der Ankömmling ist ein Hirte und hat Aufregendes zu berichten. Nachdem der König ihm zugesagt hat, ihn für seine Worte nicht zu bestrafen, wagt es der Mann, offen zu sprechen: „In den Bergen sah ich die Bacchantinnen, aber sie verhielten sich nicht so, wie du immer sagst. Keine Spur von Ehebruch und Unzucht. Sie lebten friedlich im Wald, und an ihren Brüsten säugten sie die Jungen wilder Tiere. Wohin sie ihre Stäbe schlugen, da brach gleich Wasser oder Wein hervor, aus den Stäben selbst lief Honig. Wenn du das gesehen hättest, König, würdest du Dionysos jetzt auch verehren. Als wir Hirten das unter uns besprachen, hatte einer den Gedanken, deine Mutter, o König, von dort zu entführen, um dich zu erfreuen. Wir nahmen das in Angriff. Als die Frauen im Ritus tanzten, da kam Agaue, deine Mutter, ganz nah an mein Versteck, und ich versuchte, sie zu greifen. Da schrie sie: ‚Hier sind Männer, die uns fangen wollen.‘ Da blieb uns nur die Flucht, als die Frauen in Raserei uns entgegenrannten und die Stäbe ihrer Rituale als Waffen schwangen. Wir entkamen, unsere Herden aber nicht. Auf Kühe, Kälber, sogar Stiere gingen sie los, zerfleischten sie mit bloßen Händen. Als das Vieh blutig zerstückelt war, rannten die Frauen ins Tal und überfielen wie ein Feindesheer die Dörfer. Viele Dinge schleppten sie davon, holten Kinder aus den Häusern. Das Volk griff zu den Waffen, doch unverwundbar waren die Frauen. Verletzt und verjagt wurden die Männer aus den Dörfern. Das muß das Wirken eines Gottes sein. Derselbe Gott spendete sowohl den Quell, in dem die Frauen nach dem Kampf das Blut abwuschen, als auch den Wein, der uns die Freuden schenkt. Nimm diesen Gott in Theben auf, mein König.“

Als Pentheus das gehört hat, beschließt er natürlich das Gegenteil dessen, was ihm geraten wurde, und befiehlt eine große Mobilmachung. Dionysos, noch immer unerkannt, warnt ihn: „Obwohl du ja nicht auf mich hörst und mir Böses schon getan hast, rate ich dir: Erhebe nicht die Waffen gegen einen Gott. Der wird es wohl

verhindern, daß du die Frauen aus den Bergen treibst.“ Pentheus antwortet: „Belehre mich nicht. Sei froh, daß du nicht mehr hinter Gittern sitzt. Soll ich dich nochmal bestrafen? Und was Dionysos betrifft, eine Opfergabe bringe ich ihm durchaus, und zwar das Blut der Weiber, die das wohl verdienen.“

Dionysos kontert: „Flüchten werdet ihr vor denen.“ Und Pentheus seufzt: „Der Fremdling ist mir lästig. Ob in Bedrängnis oder nicht, er quasselt ohne Unterlaß.“

In diesem Augenblick faßt Dionysos einen grausamen Entschluß. Zum Schein macht er dem König einen Vorschlag. Er könne die Frauen ohne Blutvergießen zurückbringen. Aber vorher gebe er dem König sogar noch Gelegenheit, die Bacchantinnen in freier Wildbahn zu beobachten. Darauf geht Pentheus sofort ein und entlarvt sich als Voyeur. Dionysos sagt ihm auf den Kopf zu: „Was dich empört, das schaust du wohl sehr gerne an.“

Da Pentheus nicht widersprechen kann, werden die Pläne schnell konkreter. Dionysos verlangt vom König, Frauenkleider zu tragen, um nicht als Mann erkannt und getötet zu werden. Die Idee des Gottes ist perfide: Erst soll der König in der Stadt sich grenzenlos blamieren, dann im Wald umso gewisser in den Tod gehen.

In der nächsten Szene ruft Dionysos den König, nun hervorzutreten aus dem Haus, wenn er bald sehen wolle, was man nicht sehen dürfe. Und tatsächlich kommt Pentheus als Frau verkleidet ins Freie. Er ist bereits so stark im Bann des Gottes, daß er die Sonne doppelt zu sehen glaubt und Dionysos selbst ihm in Gestalt eines Stieres erscheint. Der redet auf den König ein und wiegt ihn in Sicherheit. Es sei nichts zu befürchten, da der Gott nun auf Pentheus' Seite stehe. Dann rückt er dem König fürsorglich sogar noch die Perücke zurecht und richtet ihm das Kleid, bis es perfekt sitzt.

Pentheus wähnt sich im Besitz von Riesenkräften, glaubt, er könne nachher das ganze Gebirge samt den Frauen auf seinen Schultern davontragen. Dionysos verspricht ihm höchsten Ruhm, da doch er allein durch diese Tat das Wohl der Stadt sichere, und Pentheus ist von seiner Mission ganz und gar überzeugt.

Dionysos sagt: „Ich führe dich hin, doch zurück wird dich jemand anderes bringen.“ Der König fragt: „Etwa meine Mutter?“ Der Gott antwortet: „Ja, in ihren Armen bringt sie dich zurück.“

Kurz darauf macht das seltsame Paar sich auf den Weg und verläßt die Stadt. Was dann geschieht bzw. geschehen ist, erfährt das Publikum des Theaterstücks erst im Rückblick, als es sich in Theben herumspricht. Pentheus lebt nicht mehr. Da es in der Stadt inzwischen weitere Anhängerinnen des Kultes gibt, bricht bei dieser Nachricht unter manchen Jubel aus. Der Überbringer der Todesbotschaft hat dafür kein Verständnis und sagt: „Sich an Unheil zu ergötzen ist nicht schön.“

Was man nun über den Ablauf der Ereignisse hört, läßt sich so zusammenfassen: Dionysos und Pentheus erreichten die Berge und legten sich auf die Lauer. In der Nähe saßen die Bacchantinnen im Gras, flochten Kränze und sangen. Pentheus hatte von seiner Position aus keinen guten Blick auf das Geschehen und wollte darum auf einen Baum klettern. Dionysos ergriff auf wundersame Weise vom Boden aus die Spitze des Baumes und zog sie herab. Pentheus nahm darauf Platz, und der Wipfel wurde sanft wieder nach oben gelassen. Ungünstigerweise war der König dadurch bestens sichtbar. Da schrie Dionysos den Frauen zu: „Da ist der, der unsern Gottesdienst verhöhnt. Gebt ihm seine Strafe!“ Die Bacchantinnen erblickten den König im Baum und begannen, Steine, Äste und Ritualstäbe nach ihm zu werfen, doch sie erreichten ihn nicht. Da rief Agaue, die Mutter des Pentheus: „Stellt euch auf im Kreis, umfaßt den Stamm. So kriegen wir

das Tier da oben, damit es unsere Riten nicht verrät.“ Hunderte von Frauen rüttelten am Baum, und Pentheus stürzte in Todesangst herab. Als Agaue ihn angriff, legte er ihr seine Hand auf die Wange und schrie verzweifelt: „Ich bin es doch, Pentheus. Töte nicht den eigenen Sohn, auch wenn er sich versündigt hat.“ Doch die Frau war in Ekstase, hatte Schaum vorm Mund und rollte mit den Augen. Da stemmte sie ihren Fuß gegen seine Rippen, riß ihm den Arm aus, und auch die anderen Frauen fielen über ihn her und zerfleischten ihn. Seinen abgetrennten Kopf spießte Agaue, seine Mutter, sich stolz auf ihren Stab und machte sich auf den Weg zur Stadt.

Seinen Bericht beendet der Bote mit den Worten: „Ich gehe jetzt, bevor Agaue, die Unheilvolle, kommt. Besonnenheit **und** Ehrfurcht vor den Göttern, das ist am schönsten und am weisesten für Sterbliche.“

Kurz darauf trifft Agaue ein, den grauenvollen Stab im Arm. Sofort rühmt sie sich ihres Fanges, einen jungen Löwen glaubt sie erlegt zu haben. Was sie und die übrigen Frauen ohne Waffen geleistet haben, das sollen alle sehen. Sie ruft nach Kadmos, ihrem Vater, und nach Pentheus, ihrem Sohn. Da erscheint Kadmos. Er hat im Wald mühsam die weit verstreuten Leichenteile seines Enkels eingesammelt und läßt sie nun von Dienern auf einer Bahre in die Stadt bringen. Agaue begrüßt ihren Vater enthusiastisch und wünscht sich, daß er stolz auf seine Tochter sei, den Kopf des erlegten Raubtiers an seiner Hauswand aufhänge und einen Festschmaus gebe.

Kadmos ist entsetzt und spricht: „Das ist Mord, vollbracht von unheilvollen Händen. Ein feines Opfer bringst du den Göttern dar und willst noch zu Tische feiern. Mit Recht, wenn auch zu grausam, vernichtet uns der Gott, mit dem wir doch verwandt sind.“ Agaue erwidert verständnislos: „Ein Griesgram wird der Mensch im Alter. Und wäre mein Sohn doch bei der Jagd so gut wie seine Mutter! Aber mit Göttern streiten, das ist alles, was er kann. Ihm das endlich

auszureden ist deine Pflicht, mein Vater. Wo bleibt Pentheus eigentlich?“

Mit einer interessanten Fragetechnik versucht Kadmos nun, seine Tochter in die Wirklichkeit zurückzuführen: „Schau zum Himmel. Sieht er aus wie vorher?“ – „Viel heller kommt er mir nun vor.“ – „Ist dein Gemüt jetzt noch verstört?“ – „Ich weiß nicht, was du meinst. Doch mein Bewußtsein wandelt sich gerade.“ – „Kannst du zuhören und mir klare Antwort geben?“ – „Ja, doch was ich vorhin sagte, das ist mir entfallen.“ – „Mit wem wurdest du vermählt?“ – „Mit Echion.“ – „Wer wurde euch als Sohn geboren?“ – „Unser Sohn ist Pentheus.“ – „Und wessen Antlitz trägst du da im Arm?“ – „Das eines Löwen.“ – „Schau genauer hin. Gleich wirst du es erkennen.“

Und sie erkennt es. Gelähmt vor Entsetzen erfährt sie nun von Kadmos den tatsächlichen Verlauf des Geschehens, daß sie den eigenen Sohn getötet hat und daß das Verhängnis seinen Anfang nahm, weil sie die göttliche Herkunft ihres Neffen Dionysos nicht anerkannte. Dieses Denken führte ihr Sohn Pentheus dann konsequent fort, und darum trieb Dionysos die beiden in den Wahnsinn. Im Ergebnis steht Agaue nun an der Bahre ihres Sohnes und starrt fassungslos auf die aufgehäuften Körperteile.

Kadmos schwelgt voll Trauer in Gedanken, erinnert sich, wie Pentheus, sein Enkel und Nachfolger auf dem Königsthron, stets liebevoll und fürsorglich darauf achtete, daß niemand den alten Mann, der nicht mehr an der Macht war, schlecht behandelte.

Da erhebt Agaue ihre Stimme und bittet Kadmos, die Bestattung vorbereiten zu dürfen. Weinend holt sie den abgetrennten Kopf vom Stab herab und macht sich daran, sorgfältig die Körperteile so zu legen, wie sie zusammengehören.

Da erscheint plötzlich Dionysos. Er steht jetzt auf dem Dach, wie man es von einem Gott erwartet, hoch über den Menschen, und verkündet ihnen ihr Schicksal: „Das Volk von Theben, das die Achtung mir verweigert hat, wird durch ein Heer von Feinden bald vertrieben, muß durch viele Staaten wandern, wird in Sklaverei geraten. Auch des Pentheus Mutter soll die Heimat niemals wiedersehen, denn es gehört sich nicht, daß Mörder am Grabe ihrer Opfer weilen. (Ein seltsamer Satz, denn er hat diesen Mord ja gewollt.) Du, Kadmos, in eine Schlange sollst du dich verwandeln, mit fremden Heeren ziehst du gegen Griechenland, bis nach Delphis Plünderung ein Rückzug voller Unglück naht. Das sage ich, keines Mannes Sohn, sondern der Sohn des Zeus. Hättet ihr euch klug entschieden, wäre ich jetzt euer Beistand und glücklich könntet ihr euch schätzen.“

Kadmos antwortet: „Wir taten Unrecht, das ist wahr, doch bitte, diese Strafe ist zu hart.“ – „Mich, einen Gott habt ihr verhöhnt.“ – „Zornig sein wie Menschen, das paßt nicht zu den Göttern.“ – „Dies alles ist von Zeus gebilligt.“

Da sagt Agaue zu Kadmos: „Es hilft uns nichts, wir sind verbannt von hier.“ Dazu kommentiert Dionysos: „Worauf wartet ihr, wenn es doch unvermeidlich ist?“ Mit diesen Worten verschwindet der Gott.

Vater und Tochter nehmen voneinander Abschied, im Bewußtsein einer schweren Zukunft.

So endet die Geschichte, wie Euripides sie aufgeschrieben hat. Doch was will uns der Dichter damit sagen? Wem gibt er recht? Im wesentlichen geht es um zwei Parteien, zum einen Dionysos und seine fanatischen Anhängerinnen, zum andern Pentheus. Auf beiden Seiten gibt es Realitätsverlust, auf beiden Seiten Grausamkeit. Am wahrscheinlichsten ist die Ansicht des Euripides diejenige, die er zwei Personen des Stückes in den Mund gelegt hat: Kadmos und dem

Boten, der die Nachricht von Pentheus' Tod überbringt. Man soll die Götter ehren, denn ihnen gebührt der Respekt, aber man soll das rechte Maß und das Mitgefühl dabei behalten. Und selbst das Urteil eines Gottes kann furchtbares Unrecht sein.

Die Schlußstrophe des Chores im Stück lautet so:

„In vielen Gestalten tritt das Göttliche auf,
vieles vollenden wider Erwarten die Götter.
Und was man gehofft, das erfüllte sich nicht,
jedoch für das niemals Erhoffte fand der Gott einen Weg.
So vollzog sich auch hier das Geschehen.“